

Valentin Groebner

WISSENSCHAFTSSPRACHE EINE GEBRAUCHSANWEISUNG



konstanz | university press
ESSAY

VALENTIN GROEBNER, geboren 1962, ist Professor für Geschichte des Mittelalters und der Renaissance an der Universität Luzern.

Valentin Groebner

Wissenschaftssprache

Eine Gebrauchsanweisung

Konstanz University Press

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2012 Konstanz University Press, Konstanz
Ein Imprint der Wallstein Verlag GmbH, Göttingen

www.k-up.de | www.wallstein-verlag.de

Einbandgestaltung: Eddy Decembrino, Konstanz
Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering

ISBN (Print) 978-3-8353-9025-6
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-9706-4

Inhalt

Intro 9

Worum geht es? 11

1. In der Schreibwerkstatt 13
2. Irgendwie deutsch 18
3. Hochspezialisiert wofür? 23
4. Allein in Digitalien 26

Ein bisschen Feldforschung 33

1. W wie Wissenschaft 34
2. Territorien, Grenzen, Titel 38
3. Dr. phil. historisch 43
4. Willkommen in der
Reputationsgemeinschaft 48
5. Disziplinäre Sprachspiele 55
6. Magische Anrufungen 58

Inhalt

Lesbarkeit. Ein Werkzeugkasten 69

1. Orientieren Sie Ihre Leser 70
2. Verdichten, bitte 77
3. Dinge, Orte, Personen 82
4. »Aber ich habe doch noch viel
mehr Material!« 88
5. Wo steht das Wichtige? 96
6. »Schatzi, ich bin's«: Die Autorperson 102
7. Sprechende Automaten 107
8. Ungeheuer theoretisch:
Begriffsdrachen 113

Es ist ohnehin Ihr Text 127

merci 135

Anmerkungen 137

»If the writer does his job right, what he basically does is
remind the reader of how smart the reader is.«
(David Lipsky: A Road Trip with David Foster Wallace,
New York 2011)

Intro

Der Planet heißt Akademia. Er ist von zwei Stämmen besiedelt, die nicht miteinander kommunizieren können, weil sie an unterschiedliche Kosmologien glauben, oder besser, weil sie sich selbst und ihre Arbeit auf unterschiedliche Weise verorten. Einig sind sie sich darüber, dass das Klima auf dem Planeten wüstenhaft und rauh ist. Die erste Gruppe stellt seine Besiedlung in Form von Glashäusern dar. Man ist entweder drinnen oder draußen. Nur im Inneren kann man wachsen und gedeihen, und die Kämpfe und Konkurrenzen drehen sich um Zugang, um Einlass in die geschützten Werkstätten.

Die zweite Gruppe beschreibt den Planeten ganz anders: als ein System von Busbahnhöfen. Man stellt sich an einem Schalter an, das kann dauern; unklar auch, wer wo welche Fahrkarte bekommt. Mit ihr fährt man dann los. Manche Tickets sind allerdings weniger lange gültig, und dann muss ihr Besitzer aussteigen, möglicherweise mitten in der Wüste. Eine gute Fahrkarte dagegen bringt einen – nach langer Fahrt – zum nächsten Bahnhof. Und dort stellt man

sich wieder an. Die Konkurrenzkämpfe drehen sich also nicht um Zugang zu Orten, sondern um die richtigen Fahrkarten, um Geschwindigkeit, Verbindungen und Anschlüsse.

Die Vertreter beider Richtungen, so smart, fleißig und belesen sie auch sein mögen, sind nicht in der Lage, die Wahrnehmung der jeweils anderen nachzuvollziehen.¹ Gemeinsam ist beiden, dass sie sich hinter Glasscheiben befinden und hinausschauen. Ist der Planet wirklich so unwirtlich? Für die Mitglieder der einen Gruppe ändern sich die, die draußen sind und auf Einlass warten. Für die der anderen ändert sich die Landschaft.

Selbstverständlich haben beide Stämme recht, die Glashausbewohner ebenso wie die Buspassagiere. Beiden gemeinsam ist auch ihre stumme Übereinkunft, so zu tun, als wohne dort niemand sonst. Und über Einsamkeit zu klagen.

Das Raumschiff, das Menschen auf diesen Planeten befördert, heißt Schreiben.

Worum geht es?

Juni 2009, Workshop im Deutschen Literaturarchiv Marbach: »Die Sprache der Wissenschaft«. Von der Produktion wissenschaftlicher Texte sollte die Veranstaltung handeln, vom Schreiben. Dafür waren eineinhalb Tage anberaumt, und in der Vorstellungsrunde zu Beginn hatten sich die Teilnehmer – neun weiblich, vier männlich, laufende oder gerade frisch abgeschlossene Doktorarbeiten in Literaturwissenschaften, Geschichte, Kunstgeschichte, Philosophie und Wissenschaftsforschung – in Erklärungen überboten, was für Vergnügen es ihnen bereite. Wie gerne sie schrieben, wie wichtig ihnen ihr eigenes Schreiben sei. Vorgetragen wurde das mit intensiver, leicht verbissener Fröhlichkeit. »Spannend« war dabei ein häufig gebrauchtes Adjektiv. »Aufregend«. Auf skeptisches Nachfragen – »Meint Ihr das ironisch?« – wurde das dann kombiniert mit Demuts-, ja Abhängigkeitsbekenntnissen. »Zerrissen« sei man bei der Einschätzung eigener Texte. Andere sprachen von »quälender Unsicherheit«. Oder, kürzer: »Meine Obsession«. Klang nicht wie Ironie.

Als Veranstalter einer Schreibwerkstatt erzählt man den Teilnehmern erstens das, was sie wahrscheinlich bereits wissen; und zweitens das, was sie vermutlich nicht so gerne hören. Von beidem handelt dieses kleine Buch. Es ist aus einer Reihe von Seminaren in Sachen Schreiben entstanden, die ich teilweise alleine, teilweise zusammen mit Kollegen zwischen 2003 und 2010 unterrichtet habe. Es ist – ich muss das gleich zu Beginn sagen – unmethodisch. Es ist eine Art Spaziergang durch einige Ecken jenes großen und schwer übersichtlichen Feldes »wissenschaftliches Schreiben«. Es ist deswegen unvollständig; keine Übersicht, sondern ein Versuch über Wissenschaftssprache und einige ihrer Erscheinungsformen im 20. und 21. Jahrhundert.

Im ersten Abschnitt, den Sie gerade aufgeblättert haben, geht es erst einmal darum, wovon dieses Buch handelt und an wen es sich richtet – eine Art Gebrauchsanweisung. Der zweite Teil fragt danach, was »wissenschaftlich« und »akademisch« in Bezug aufs Schreiben in der Praxis bedeuten. Dazu ist ein historischer Rückblick notwendig (er ist aber ganz kurz), und eine Erkundung der besonderen Spielregeln, die auf dem Planeten Akademia herrschen. Im dritten Abschnitt geht es schließlich nicht um die Institutionen, sondern ums Schreiben als Arbeit. Er ist deswe-

gen mit »Werkzeugkasten« überschrieben. Wie kann man die eigenen Texte besser, klarer, lesbarer machen?

1. In der Schreibwerkstatt

Die zwei Annahmen, von denen das Folgende ausgeht, sind simpel. Die erste ist, dass gute Schreibe quer zu den Hierarchien des Planeten Akademia liegt. Schreiben ist heteronorm, könnte man sagen: Die Fähigkeit, Texte schreiben zu können, die elegant und geschliffen argumentieren und die man mit Vergnügen liest, ist aus den internen Hierarchien der einzelnen Fächer nicht ohne weiteres ablesbar. Professorinnen und Professoren müssen gewöhnlich mehr, aber nicht klarer und lesbarer schreiben als ihre Doktorandinnen und Doktoranden. Diejenigen, die Anträge für die Deutsche Forschungsgemeinschaft und den Schweizerischen Nationalfonds begutachten, formulieren nicht unbedingt besser als diejenigen, die dort diese Anträge einreichen. Auf Nachfrage sind sich alle Beteiligten darüber einig, dass es ohne gutes Schreiben an den Universitäten nicht gehe, vor allem nicht für den Nachwuchs. Aber das Verhältnis von schreibetischer und wissenschaftlicher Qualität ist notorisch

unklar und bietet eher unerfreuliche Blickwinkel auf den akademischen Normalbetrieb. Darin könnte auch der Grund liegen, dass Schreiben bislang in den deutschsprachigen Universitäten kaum expliziert thematisiert wurde und nicht extra gelehrt. Interessanterweise beginnt sich das jetzt gerade zu ändern; Seminare, Kurse und Workshops in Sachen Schreiben erscheinen als *soft skills* im Programm von Master- und Promotionsstudiengängen.

Zweite Annahme: Ein guter wissenschaftlicher Text ist als solcher erkennbar, egal ob er als Aufsatz, Buchbesprechung, Lexikonartikel oder – das wird uns hier eingehender beschäftigen – als Dissertation daherkommt. Gutes Schreiben ist erlernbar. Es ist nicht nur Geschmackssache, sondern folgt allgemeinen Gesetzmäßigkeiten, und die sind relativ einfach zu beschreiben. Anders gesagt, es ist zu einem sehr großen Teil Handwerk. Deswegen hat es mit Selbstdisziplin und der Unterwerfung unter bestimmte Regeln mindestens ebenso viel zu tun wie mit angeborenen Begabungen.

Aber wenn beide Annahmen zutreffen, warum sind solche Texte dann nicht häufiger, selbstverständlicher Teil des akademischen Normalbetriebs?

Das Folgende bietet keine Geschichte des gelehrten Deutsch und der verschiedenen akademischen Stile,

denn die müsste anfangen mit jener erstaunlichen Begriffsexplosion des späten 18. Jahrhunderts und den wunderbaren abstrakten Bedeutungsmaschinen, die damals von den Aufklärern und Romantikern in die Welt gesetzt werden und die wir bis heute verwenden; und von dort wahrscheinlich noch weiter zurückgehen zur Predigt- und Traktatliteratur des 16. Jahrhunderts und zur Geschichte der gelehrten Polemik seit dem Mittelalter. (Und das muss nicht sein.)

Dieses kleine Buch ist auch keine Anleitung zum richtigen wissenschaftlichen Schreiben, jedenfalls keine im üblichen Sinn. Solche praktischen Handbücher gibt es bereits in großer Zahl, und viele davon sind ganz ausgezeichnet. Als akademischer Lehrer wünscht man sich manchmal innig, dass diese Anweisungen nicht nur publiziert und gekauft, sondern auch gelesen und befolgt würden. Deswegen muss ich die geglückten dieser Ratgeber nicht noch einmal wiederholen. Viele Schreibführer liefern sogar ganze Listen typischer Redewendungen im verzerrten Wissenschaftsdeutsch und praktische Hilfe, sie durch schlichtere, kürzere und bessere Ausdrücke zu ersetzen.² Auch darum geht es hier nicht. Die meisten Schreibführer schließlich bieten relativ umfangreiche Anleitungen, die Angst vorm Anfangen und vor dem leeren Blatt zu überwinden, und haben dafür eine